

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 2 (1908)
Heft: 6

Artikel: Es war einmal oder was ein liberaler Staatsmann vor vierzig Jahren über die Arbeiterbewegung sagte
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-131760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sei voller gnostischer Ideen, besonders das Johannes-Evangelium in seiner bilderreichen Sprache sei durchweg symbolisierter Gnostizismus. Und wer dann nur immer in Gegensatz zur Kirche trat — die Katharer, die Albigenser, die Mystiker des Mittelalters, Luther, ja auch moderne Geister wie Schelling, die Romantiker, Ibsen, Nietzsche, Tolstoi — alle, alle stehen auf ihrer Seite und müssen ihnen, oft im direkten Gegensatz zur geschichtlichen Wahrheit, helfen. Die Kirche aber hat stets geirrt; Philosophie und Theologie haben das Evangelium Jesu überhaupt nie verstanden, ihnen ist das Licht der Welt nie erschienen.

Im Vergleich zur ersten Bewegung scheint die der „modernen Gnostiker“ kein natürliches Gewächs, sondern ein Treibhauspflänzchen, das wohl nur so lange leben kann, als sein gelehrter Gärtner es hegt und pflegt. Bei beiden muß man sich aber in unsern Tagen, wo der materialistische Monismus so weite Kreise zieht, unwillkürlich fragen, ob man es hier nicht mit einer religiösen Vertiefung derselben Bewegung zu tun hat, so wie sie Kalthoff etwa ins Leben zu rufen bestrebt war. Dann werden sie mit dem philosophischen Monismus stehen und fallen. Aber außer ihrer monistischen Grundrichtung haben beide Sekten noch eines gemeinsam, das Suchen des eigenen, religiösen Erlebnisses. Und damit gehen sie einig mit dem Herzenswunsch von Millionen unserer Tage und erwecken dadurch nicht nur unser Interesse, sondern auch unsere Sympathie.

John Schneider.

Es war einmal

oder was ein liberaler Staatsmann vor vierzig Jahren über die Arbeiterbewegung sagte.

In der Aera der Streikgesetzgebung ist es eine wehmütige Ueber-
raschung, zu vernehmen, wie vor genau vierzig Jahren ein wirk-
lich liberaler Staatsmann die sozialen Dinge beurteilte. Nat.=Nat
F. Bernet in St. Gallen veröffentlichte im Jahre 1868 unter dem
Titel: „Nach zwanzig Jahren, Streiflichter auf politische und soziale
Zustände der Gegenwart“ ein höchst interessante Schrift, die sich
stellenweise liest, als wäre sie für heute geschrieben.*) Wir entnehmen
ihr folgende Stellen:

Alles hat seine Zeit. Gewisse Hauptfragen auf jenen Gebieten sind in
der öffentlichen Meinung ausgemachte Sachen — so diejenige der Demokratie
an der Stelle des Repräsentativsystems und diejenige der Trennung von Staat
und Kirche. Es handelt sich nur noch um eine raschere oder minder rasche
Durchführung.

Die geistige Tätigkeit der Gegenwart wendet sich mit Macht einer andern
Frage zu — derjenigen der bessern sozialen Gleichstellung der Menschen, der Ab-

*) Was er z. B. „zur Umgestaltung im Rechtsleben und Abschaffung der Juristerei“ schreibt, erinnert stark an die Gedanken der berühmten (viel später erschienenen) Mengerschen Schrift vom „bürgerlichen Recht und den besitzlosen Volksklassen.“

rechnung zwischen Kapital und Arbeit, der bessern Ausgleichung der Lebensstellung der Menschen und des Verhältnisses von Arbeit und Genuß.

Diese soziale Frage überwiegt weit die andern, sie läßt sich von diesen nicht trennen, aber sie ist der Angelpunkt, um den dieselben sich drehen — die politische Freiheit ist nur das Mittel, um zur sozialen Gleichberechtigung zu gelangen.

Die Anfänge der Krisis zeigen sich, es sind erst die Anfänge, aber sie entwickelt sich rasch. Leider hat man sich zu viel mit pedantischem Kram, zu wenig mit diesen volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigt und es ist Gefahr, daß der Gedanke von den Tatsachen überrumpelt werde. Wir lebten in den Tag hinein, fröhlich und guter Dinge an der Tafel politischer Errungenschaften im ersten Stockwerk und gedachten wenig dessen, was mittlererweile drunten vorging, zu ebener Erde, wo sie von diesen schönen Speisen wenig mehr hatten als den Geruch und die Knochen. —

In der Tat, in berechtigtem Stolz auf die Vorzüge der Freiheit, deren unser Land genießt, haben wir oft allzusehr abgesehen davon, daß es im Grund doch nur eine Minderheit ist, welche derselben wahrhaft froh wird — und daß, wenn auch die Burgen gebrochen sind, die Frohnden abgeschafft und die Zehnten abgelöst, doch die alte Hörigkeit noch in mannigfacher Gestalt fortexistiert, eher zuals abnimmt.

In den Staaten des Altertums genoß nur die Minorität bürgerliche Rechte; die große Mehrheit war Sklave oder Sklave und arbeitete für die Minderheit. Doch legten Gesetze der letztern Pflichten auf, für ihre Leibeigenen zu sorgen und ein antiker Sklave war in alten Tagen oft weniger hilflos daran, als ein freier Arbeiter der modernen Zeit — obschon man damals noch keine Armenhäuser hatte.

Ähnliche Verhältnisse existierten zwischen den Hörigen des Mittelalters und ihrer Feudalherren. Neben mancher Willkür und ihren Schrecken waltete patriarchalische Vorsorge und neben Knechtschaft und Elend auch Schutz und heimatische Behaglichkeit.

Die Privilegien sind gefallen — die Menschenrechte anerkannt — die Segnungen der Volksbildung verbreiten reges Leben und milde Gesittung im Land; aber dennoch in Bezug auf die Lebensstellung noch viel vom alten Sklaventum!

Die Einen im vollen Lebensgenuß und des Glückes der Freiheit froh — eine große Masse aber, die misera et contribuens plebs — die ihr Dasein auf's Mühsamste und Unfreieste durchschleppt, zwischen Arbeit, die ihr kaum Zeit zum Essen läßt und der Furcht vor Arbeitslosigkeit, Mangel und Not; absorbiert von diesen Sorgen, frühzeitig abgeschafft, von Generation zu Generation schwächer und mutloser.

Das Verhältnis droht eher ungünstiger zu werden — in der mächtigen Umwälzung der Verkehrs- und gewerblichen Verhältnisse; der Dienenden immer mehr, den Unabhängigen weniger. Unter der Sonne unserer freien Institutionen war ein Mittelstand emporgeblüht, zu Stadt und Land, in strenger, aber freier Arbeit und Genügsamkeit, — draußen neben dem Gütergewerb der industriellen Hausarbeit obliegend, drinnen in der Stadt dem Gewerbe und Gewerke —, oft auch im Kampf mit Mangel und Not, aber auch gehoben von der Hoffnung auf bessere Zukunft, von jener unerschöpflichen Triebkraft, die dem Menschen inne wohnt, der, auf sich selbst angewiesen, auch Aussicht hat, durch eigene Anstrengung vorwärts zu kommen. —

Es gab bescheidene Existenzen, aber es gab auch Existenzen und jenes rege, mannigfaltige Leben, wie es z. B. an den mit freundlichen Heimwesen besäeten Halden und in den wohnlichen Dörfern des Appenzellerlandes und des Toggenburgs und an den Ufern des Zürichsee's sich wieder spiegelt. Auch in den Städten schwang sich ein wahrhaftiger Mittelstand empor, oft auch geplagt, aber selbstständig und in der eigenen Arbeit die Aussicht auf Besserung seiner Existenz findend. Nach und nach wird's anders und immer mehr.

Die kleinen Gewerbe machen den großen Platz und werden denselben dienstbar. Die Arbeit des Handwerks weicht derjenigen der Fabrik, die Werkstätte dem Kaufladen. Der Handwerksmann wird der Zwischenhändler der großen Fabrikation,

der großen Lieferanten. Hat er Betriebskapital, so kann's vorwärts gehen; mangelt dasselbe, so muß er meist froh sein, sich etwas über dem Wasser zu erhalten.

Einer nach dem andern verläßt den Hammer und die Ahle und wird Angestellter. Alles sucht Stellen und zieht, gedrängt von der Not des Lebens, den Lohn in sicherer Abhängigkeit der immer unsicherer werdenden Existenz des freien kleinen Gewerbes vor.

Die Hausarbeit macht der Fabrikarbeit Platz; der Spindel ist bereits der Webstuhl gefolgt und der Stüchstuhl; der Weber wird Fabrikarbeiter, der kleine Fabrikant Angestellter. Jenes bunte Gewimmel individuellen Strebens, wie es sich aus dem Webkeller heraus zur freundlichen Fabrikantenwohnung emporarbeitete und die Originalität unserer freundlichen Hochtäler bildete, wird in kurzem Zeitraume nur noch eine Idylle der Erinnerung sein. — Ein wesentlicher Teil der industriellen Bevölkerung strömt in den Fabriksälen zusammen — ein großes Stablisement erhebt sich neben dem andern, von den hohen Spinnfasern bis zu jenen sonderbaren Baugebilden der neuesten Epoche, morgenländischen Klöstern vergleichbar, die nur ihre kahlen Mauern der Welt zuwenden und ihren Bewohnern nichts von derselben zeigen als einige Quadratfuß Himmel — den Erdenlohn während 12 Stunden des Tages lehrend, daß das Licht nur von oben kömmt.

Auch hier immer weniger der freien Männer, die auf eigene Faust mit den Wechselfällen des Daseins Krieg führen — immer zahlreichere Gruppen eingereicht in die Fabrikbataillone, ihren Reglementern unterworfen und den Geboten der Brotherren, an sie ihr ganzes Dasein geknüpft, ihr Wohl und Wehe.

Diese Umwälzung, herbeigeführt durch die Maschine, kann niemand aufhalten, sie geht ihren Weg und wird in raschen Proportionen vorwärts schreiten; das Einzelgewerb wird immer mehr verschwinden und großen Unternehmungen dienstbar werden.

Hier können sie klagen, diejenigen, die so viel über Verflachung jammern — hier, weit mehr als in politischer Institution, ist der große Verflachungshobel, der die Existenz von Tausenden auf das gleiche Niveau herabhobelt.

Aber auch hier würde die Klasse nichts nützen — auch hier walten Naturgesetze und die notwendige Entwicklung menschlicher Verhältnisse

Das Niederdrückendste ist die Hoffnungslosigkeit inbezug auf eine Verbesserung des Loses. Diese ist auch bei der Fabrikarbeit zu Hause. — Der Vater war Fabrikarbeiter, der Sohn ist's und der Enkel wird's von früher Jugend an. — Die Teilung der Arbeit machte ihm eine Verbesserung derselben und den Uebergang zu einer andern schwer. Er hat nur den einen Teil der Arbeit gelernt, den andern nicht; versiegt dieser eine Teil des Verdienstes, so steht ihm kein anderer offen. Er ist dem Fabriksaal verschrieben.

Daß diese Hörigkeit und die geringe Aussicht, derselben je los zu werden, auf Geist und Charakter des Mannes niederdrückend einwirken muß, ist klar. Es nimmt ihm die Spannkraft und den höhern Lebensmut. Er lebt dahin, weil er gelebt haben muß, in der Hoffnungslosigkeit, sich ein dauerhaftes Lebensglück zu gründen, oft dem raschen Genuße verfallen, im Kampfe mit der irdischen Not für die idealen Güter wenig empfänglich. Es fehlt ihm der Sporn aller Tugenden: die Hoffnung

In diesem Kapitel ist unser Land noch elend daran. Wir rühmen unsere freien Institutionen, unsere stattlichen Dörfer und blühenden Städte, unsere Kultur und all' die Lebensgenüsse, welche sie bringt; unsere Industrie, unsern Wohlstand und unsere Feste; unsere Professoren der Nationalökonomie halten Vorlesungen dem auserwählten Publikum der Städte, worin sie die Fortschritte der Zivilisation glorifizieren; dabei aber läßt man einen bedeutenden Teil der Jugend des Landes versiechen und hat dagegen nur halbe Gesetzelein und halbe Maßregeln.

Was nützen alle politischen Rechte, alle Volksbildung, alle Opfer für unsere Wehrkraft und Unabhängigkeit, wenn diese Segnungen der Freiheit vererbbelnden Geschlechtern überantwortet werden

(Schluß folgt.)